



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Altes und Neues aus der Normandie : (Fortsetzung) : Rouen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Eigentümlichstes und zugleich das Beste, was die Nachwelt von ihm haben kann. Öffnen wir ihm, der nach seinem eignen Glauben als Geist unter uns fort lebt und wirkt, die Wege.



Altes und Neues aus der Normandie

(Fortsetzung)

Rouen



Im Dezember 1870 waren wir auf dem Marsch nach Rouen. Auf der Landschaft lag dicker Nebel, die Nächte hatten Glatteis gebracht. Mühsam schleppte sich die Infanterie hin, bei jedem Schritt mußten die Leute zusehen, daß sie nicht ausglitten. Die Kavallerie hatte in den Morgenstunden absteigen und die Pferde führen müssen. Mit dem Vorrücken des Tags war dann die Glätte weniger spröde geworden. An dem letzten Marschtage lernten wir schon die geologische Formation der haute Normandie kennen. Im Gegensatz zur hügeligen basse Normandie ist jene ein mächtiges Kreideplateau, ein aus der Tiefe des Meeres gehobenes Bruchstück Erdrinde. Die Ränder sind steil und von Bächen zerrissen, die die Niederschläge nach der See oder der Seine abführen. Anmutige Täler führen an den Bächen zur Höhe, sie sind außer der steil ins Meer abstürzenden Kreidefelsküste der Hauptreiz der nördlichen Normandie. Da, wo im Süden das Kreideplateau aufhört, schlängelt sich die Seine hin, sie bespült den Fuß der Felsen, und diese spiegeln sich in dem Wasser wider. Von den Franzosen wird die Seine mit dem Rheine verglichen. Auch an der Seine giebt es Burgen, kleine altertümliche Ortschaften und als Hauptplatz das prächtige Rouen, la ville la plus remarquable de France pour les monuments du moyen age. Wenn man von den Franken absieht, die vor 1400 Jahren dorthin vordrangen, so hatte noch nie ein deutsches Heer diesen Boden betreten, und es war für uns ein erhebendes Gefühl, als wir von der Höhe der Heerstraße die schöne Stadt zu unsern Füßen liegen sahen. Da Rouen nicht befestigt war und von den umliegenden Höhen in kurzer Zeit hätte in Grund und Boden geschossen werden können, so hatten die Franzosen die Stadt geräumt und sich nach le Havre und Amiens konzentriert. Am Champ de Mars vorbei zogen nachmittags um drei Uhr die langen Reihen der deutschen Krieger die Rue impériale hinauf nach der Place de l'Hôtel de ville. Dort, wo das Reiterstandbild Napoleons I. der Welt Kunde giebt, daß sechzig Jahre früher Franzosen bis an die äußerste Ostgrenze des preussischen Staats ihren Kaiser siegreich geleitet hatten, standen wir nun, die Nachkommen der Besiegten, als Sieger.

Die französischen Städte haben sich wenig verändert, da ihre Bevölkerung nicht zunimmt. Eine Landflucht, wie in Deutschland, giebt es in Frankreich nicht. Ob die Existenzbedingungen auf dem Lande besser sind, und dieser Umstand die Bevölkerung zurückhält, oder ob die ausgesprochne Neigung des Franzosen, einen wenn auch noch so kleinen Besitz auf dem Lande sein eigen zu nennen, dazu beiträgt, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls kennt man in den französischen Provinzen die mächtigen neuen Vorstädte und Bauten nicht, die in Deutschland jetzt alle Provinzialhauptstädte umgeben. In Frankreich sind in den letzten dreißig Jahren nur die Läden reicher, die Villen stattlicher geworden, ein Zeichen, daß sich der Reichtum vermehrt hat.

Wie damals, so durchstreifte ich auch jetzt mit Entzücken die herrliche Stadt Rouen. Die beiden quer durch die Stadt führenden Hauptstraßen bestanden schon vor dreißig Jahren, nach dem Vorbilde Hausmanns in Paris hatte die Stadt Rouen alte, ungesunde Gassen und Gäßchen durchbrochen und zwei prächtige Verkehrsadern mit schönen Läden geschaffen. Nur die Namen hatten gewechselt, aus der Rue impériale war die Rue de la République, aus der Rue de l'impératrice war die Rue Joanne d'Arc geworden. Die Brücken über die Seine, die meiner Erinnerung nach Grand Pont und Pont Neuf hießen, sind in Pont Corneille und Pont Boieldieu zu Ehren dieser beiden großen Bürger der Stadt umgetauft worden. Aber, wie einst, waren noch die malerischen Thore und Durchgänge, durch deren dunkle Wölbungen man die erleuchtete nächste Straße sah, wie einst zogen sich zwischen den Hauptstraßen die gewundenen Gassen mit altersschwachen Häusern hin, auf denen sich die Patina von Jahrhunderten angelegt hatte, wie einst standen noch die Bauten aus den Zeiten der Gotik und der Renaissance, die Kathedrale, die Kirchen St. Ouen und St. Maclou, der Turm der Grosso-Horloge, das Hôtel du Bourgtheroulde, das Palais de justice und die Brunnengräber des Marshalls de Brézé und der Kardinals d'Amboise. Eine Schilderung von diesen Meisterwerken der Gotik und der Renaissance zu geben hat für den, der sie nicht gesehen hat, wenig Zweck, da eine Schilderung ihm doch keine Vorstellung von ihrer Schönheit verschaffen würde, wer aber diese Bauten einmal gesehen hat, vergißt sie nie wieder. Aber das Gesamtbild, das dadurch geschaffen wird, kann auch einem Leser vor Augen geführt werden. Rouen liegt an einer Stelle der Seine, wo diese einen mächtigen Bogen nach Norden macht, und zwar an der äußern Seite des Bogens. Das Plateau fällt an dieser Stelle sanft ab und läßt genügend Raum für die Stadt von 110000 Einwohnern. Die Ursprünge gehen in die gallischen Zeiten zurück, als Rotomagus bestand sie schon zu Cäsars Zeiten. Ihr Entstehen verdankt sie zweifellos dem Umstande, daß die Meeresflut bis hierher aufsteigt und die Schiffe mühelos landet. Es war also, um mich modern auszudrücken, der natürliche Umschlagshafen für den Austausch der See- und Landfrachten. Bevor die großen Dampfer entstanden, war die Normannenhauptstadt also eine richtige Hafenstadt, obgleich die Seine erst hundertunddreißig Kilometer unterhalb in die See mündet. Auf und an den Quais zu beiden Seiten der Seine sind auch jetzt noch viele Zeichen des Schiffsverkehrs, die Matrosenkneipen, die Warenstapel, die Ladekräne und Speicherräume. Aber der Hauptseeverkehr hat sich nach le Havre gezogen, der erst seit vierhundert Jahren bestehenden Schöpfung Ludwigs XII. Trotzdem ist noch viel Leben auf den Quais, da Rouen das französische Manchester geworden ist. Zwei Drittel der gesamten Baumwollprodukte Frankreichs werden in den Vororten und Nachbarorten von Rouen fabriziert, die Einführung der Rohstoffe und die Ausfuhr der Fabrikate geschieht von hier aus, sodaß dadurch der mittlere und der kleine Schiffsverkehr festgehalten wird. Von diesen Quais hat man eine weite, herrliche Landschaft vor Augen. Die hohen Felsen von Bonsecour schieben sich auf der einen Seite wie eine Kulisse gegen den Fluß vor. Auf der Spitze steht die im Stil des dreizehnten Jahrhunderts aufgeführte neue Wallfahrtskirche Bonsecours, ein Werk, das Millionen gekostet hat und durch seine Lage einen imponierenden Eindruck macht. Der Strom am Fuße teilt sich und giebt zwei Inseln Raum, die sich mit ihren Baumbeständen bis zum Pont Corneille ziehen. Dann kommen die mit Restaurants, Cafés und Läden besetzten Quais, und auf dem andern Ende schließen die Berge von Cautelen, die teilweise mit Wald bedeckt sind, den Blick ab. Gegenüber der Stadt auf der andern Seite der Seine liegt eine Vorstadt. Geht man dorthin und wendet sich um, so sieht man die Stadt Rouen aufsteigen, wie ein Niesenamphitheater. Und über die Dächer der Häuser hinaus ragen die zahlreichen Türme der Kirchen, vor allem die lustige

Fläche auf der Kathedrale Notre-Dame und die Couronne de Normandie auf St. Duen.

Als vor 1100 Jahren Dänen und Norweger als Seeräuber die Küsten bis hinunter nach Spanien zu plündern begannen, mußte das damals schon blühende Rouen ihre Beuteluft reizen. Schon im Jahre 841 zogen deshalb dänische Wikinger die Seine hinauf und plünderten Rouen. Durch den reichen Erfolg ermutigt drangen 876 neue Scharen Normannen ins Land. Da sie geringen Widerstand fanden, hielten sie es für das einfachste, im Lande zu bleiben und es unter sich zu teilen. Ihr Führer Rollo nahm das Christentum an, leistete den fränkischen Herrschern den Lehenseid und wurde Herzog der Normandie. In kurzer Zeit nahmen die neuen germanischen Eindringlinge romanische Sprache und christliche Kultur und Glauben an, und es blieben wenig Spuren der nordischen Herkunft übrig. Einzelne Adelsfamilien bewahrten als Überlieferung, daß ihr Ahn als Wikinger ins Land gekommen war, wie die Grafen von Harcourt. Vielleicht sind Bezeichnungen wie le Havre, la Hève, Dieppe (Hafen, Hövt = Vorgebirge und Tiefe) auf die Normannen zurückzuführen, da sie ihnen Stützpunkte für ihr Eindringen waren, bevor sie das Land in Besitz genommen hatten. Sonst aber hat der Romanismus sie wie alle übrigen germanischen Stämme verschlungen, die nur als Eroberer, nicht als Volk in das römische Reich eingedrungen sind.

Das neue Mischvolk hatte sich von den bisherigen Bewohnern den Glaubenseifer, von den neuen den Unternehmungsgeist angeeignet, beide Eigenschaften drückten den Thaten der Normannen in den nächsten Jahrhunderten den Stempel auf. In keinem Erdenwinkel, außer in der Umgegend von Bozen, giebt es so viel Ortschaften, die den Namen von Heiligen führen, wie in der Normandie, darunter von recht vielen deutschen Heiligen, wie St. Leonhard, St. Gertrud. Ihre Schiffe richteten auf der Spitze des Mastes und richteten noch jetzt das Kreuz auf. Die Herzöge und Großen bauten die gotischen Kirchen und Abteien, vor allem hervorragend Notre-Dame in Rouen. So sorgten die Normannen für ihr Seelenheil, während sie im übrigen ihr Räuberleben fortsetzten, das ihnen nun einmal im Blute lag. Schon um das Jahr 1000 hielten sie es mit dem ruhigen Sitzen nicht mehr aus. Zuerst auf einzelnen Schiffen, dann als geschlossene Haufen unter dem Grafen von Hauteville zogen sie nach Sizilien und gründeten dort ein neues Reich. Bald darauf führte Wilhelm der Eroberer die zurückgebliebenen Völker nach England und zertrümmerte dort die Herrschaft der Angelsachsen. Der halbe englische alte Adel stammt von den beutegierigen Waghälsen ab, die mit Wilhelm über das Meer zogen, und Familien mit gleichem Namen sitzen jetzt zu beiden Seiten des Armeekanal. Und nun kamen die Kreuzzüge, man konnte himmlisches und irdisches Gut erwerben und that sogar ein gutes Werk, wenn man den Ungläubigen ihren Besitz wegnahm. Konnte es etwas besseres für einen guten Normannen geben? So sah man um das Jahr 1100 normannische Schiffe auf dem Wege nach dem gelobten Lande, und was die Kreuzzüge an Romantik gehabt haben, ist zum großen Teil auf normannischen Einfluß zu setzen.

Aber auch dann fand das Wikingerblut nicht Ruhe. Als Jacques Cartier 1534 Kanada entdeckt hatte, zogen wieder Normannen hinüber und schafften sich im Kampfe mit Indianern und wilden Tieren Raum für ihre Siedlungen. Während der Ausstellung waren zahlreiche französische Kanadier zu einem Festessen in Paris vereinigt, und als sie ihre Reden hielten, da glaubten die Vertreter der Presse das Patois der Normandie zu hören, es hatte sich sogar unverfälschter erhalten, als es jetzt in den Städten der Normandie gesprochen wird, wo Paris die Eigenheit des Dialekts abgeschliffen hat. Und als reformierte Holländer infolge der Religionsstreitigkeiten nach dem Kaplande auswanderten, schlossen sich ihnen

französische Glaubensgenossen aus der Normandie an und schufen ein neues Volk, das zähe Volk der Buren. Wie groß muß früher der Kinderreichtum in der Normandie gewesen sein, daß sie so viele Massen hat abgeben können! Die französischen Kanadier und die Buren haben sich diesen Reichtum bewahrt. Dem Stammlande ist nur der Unternehmungsgeist geblieben. Noch jetzt ziehn jährlich Tausende aus den Häfen der Normandie auf ihren kleinen Schonerfahrzeugen zum Fischfang nach den Bänken von Neufundland und bringen von dort die Erträge ihrer Arbeit in die Heimat.

Solchen Eigenschaften ist es auch zuzuschreiben, daß kein Teil Frankreichs so zahllose bedeutende Männer aufzuweisen hat, wie die Nordwestecke, gleichviel, ob es Staatsmänner, Feldherren, Künstler oder Schriftsteller sind. Eine dankbare Erinnerung haben die Landleute ihnen bewahrt, zahlreiche Denkmäler geben davon Kunde. Auch einer stammerwandten Fremden hat man in Rouen ein Denkmal gesetzt, der begeistertsten Kämpferin Jeanne d'Arc. War es den Deutschen, die ihren Schiller gelesen haben, zu verdanken, wenn sie zuerst den Turm aufsuchten, wo die pucelle d'Orléans verurteilt, und den Platz, wo sie von den Engländern verbrannt worden war?

Am Tage unsers Einzugs in Rouen im Jahre 1870 und am folgenden Morgen blieb mir wenig Zeit, die Sehenswürdigkeiten der Stadt abzulaufen, es hieß damals vorwärts. Aber das Kriegsgeschick führte mich noch dreimal nach Rouen zurück, und ich nißte diese Gelegenheit aus. Es war an dem Tage vor Weihnachten, als ich zum erstenmal die Stadt wieder sah. In den Straßen drängte sich das Volk, von der Kathedrale tönten die Glocken. Die Landschaft lag in Schnee eingehüllt, auf der Seine trieb Eis. Und doch kam keine Weihnachtsstimmung auf. Es fehlten die frohen Gesichter, die in Geschäftigkeit dahineilenden Damen mit ihren Einkäufen, die erleuchteten Läden und die Weihnachtsbäume. Ich ging nach St. Ouen, die Kirche war leer, in St. Maclou stand vor dem Altar ein Katastroph, in Notre-Dame sangen die alten Domherren ihre eintönigen Horen. Aber vor den Kirchen drängten sich Haufen armseliger Menschen an jeden Offizier und baten um einen petit sou. Es waren Kinder und Frauen der Fabrikarbeiter, die zu Tausenden seit einem Monat keine Arbeit mehr hatten, weil die Fabriken still standen. Wie war das stolze Volk gesunken! Ich bestieg einen Wagen und fuhr ab. Meinem Burschen drückte es anscheinend das Herz ab, daß er niemand gefunden hatte, mit dem er über Weihnachten hatte sprechen können, und daß er nicht einmal in dem Straßentreiben etwas Weihnachtliches gefunden hatte. Als wir nun auf die Höhen von Goutellen kamen und das Lichtermeer der schon im Abenddunkel liegenden Stadt sahen, da konnte er sich nicht halten, und er fing an von Frau und Kindern zu erzählen, die daheim ohne ihn Weihnachten hielten, und es wurde ihm leichter ums Herz, als ich ihm teilnehmend zuhörte. In Duclair feierte ich dann mit den Kameraden Weihnachten unter einem Tannenbaum, dessen Lichter die halbe Stadt auf den Quai gelockt hatten. Das begriffen die Leute nicht, daß wir uns einen solchen Baum gepuzt hatten, als ob wir Kinder wären, und sorglos und fröhlich einander mit Kleinigkeiten beschenkten. Aber auch den Franzosen ging durch die Lichter des Weihnachtsbaums ein Licht auf, daß wir ganz friedliche und gemüthliche Leute waren, wenn man uns nicht reizte.

Zum zweitenmale war ich in Rouen zu der großen Parade, die dort Mitte März 1871 abgehalten wurde. Gegen 40 000 Mann waren zusammengezogen, der Kaiser sollte selbst kommen, alle Truppenteile waren eifrig beschäftigt, die durch den Feldzug entstandnen Mängel zu beseitigen. Das war nicht so leicht, wie man sich das im Frieden vorstellt, denn schon einige hintereinander folgende Märsche vernichten sehr viel. Ich sah eintge Wochen vor der Revue, als der Waffenstill-

stand geschlossen war, die mecklenburgischen Regimente, die Kilometerdivision, wie sie genannt wurde. Waren das wirklich deutsche Soldaten? An Stelle des Waffenrocks wurde von vielen die blaue Bluse getragen, die Hosen wechselten von der schönsten schwarzen Sonntagshose alle Farben durch bis zur Hose aus Sackleinwand. Nur Glückliche konnten sich rühmen, im Besitz von Stiefeln zu sein, sandalenartig befestigte Sabots mußten vielfach aushelfen. Auch die Kopfbedeckung war nicht durchweg militärisch, und — ob erfunden oder wahr, weiß ich nicht — einige Kameraden wollten einen Soldaten mit einem Cylinder bedeckt gesehen haben. Auch das Sattelzeug der Kavallerie war vielfach dahin, Schafsfelle waren über den Rücken der Pferde gelegt, die Lederriemen durch Stricke ersetzt. Wer jemals solche wochenlangen Märsche mitgemacht hat, wird diese Zustände, die ich selbst gesehen habe, nicht verwunderlich finden.

Wir rückten für die Paradedage nach Cauteleu; sobald ich mich freimachen konnte, fuhr ich nach Rouen. Überall traf ich Bekannte, es war ein freudiges Wiedersehen derer, die den Gefahren des Kriegs entronnen waren; das mußte gefeiert werden, für den Abend nach der Revue wurde ein Kommerz in der Brauerei von Rouen verabredet.

Der Kaiser kam nicht, es hieß, er sei krank geworden, aber der Kronprinz würde ihn vertreten. Die roten Republikaner der Stadt hielten die Gelegenheit für günstig, à cause de deuil national zu demonstrieren. Sie schlossen die Fensterläden, steckten schwarze Fähnchen aus und umhüllten die Schilder der Häuser mit schwarzem Flor, kurz, sie hatten die beste Absicht, in der allzeit lustigen Normannensstadt eine Trauerfundgebung zu veranstalten. Die guten Leute hatten den Zeitereignissen etwas vorgegriffen, noch hatten wir ja nicht Frieden geschlossen. Es wurde also durch die deutschen Behörden bekannt gemacht, daß jeder französische Patriot, der die schwarzen Farben nicht in bestimmter Zeit entfernen würde, dadurch, daß er zehn bis zwanzig deutsche Soldaten ins Quartier nähme, seinen Patriotismus beweisen solle. Wie schnell verschwanden da Flor und Fahnen! In Geldsachen hört beim Normannen nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch der Patriotismus auf, und Rouen war die alte fröhliche Stadt, als der Kronprinz nun die Truppenschau abhielt. Bei der Rückkehr der Truppen waren die Fenster fast durchweg mit Zuschauern besetzt, und abends war auf dem Quai ein Völkergewühl. Mit meinen Bekannten und deren Anhang zog ich dann in die Brauerei. In dem großen Saale wurde eine Kneiptafel hergerichtet, und der Kommerz begann. Es war damals Sitte, daß man zu jedem Glase Bier einen neuen Untersatz bekam und diesen auf den alten Untersatz setzte, um dem Kellner die Kontrolle zu ermöglichen. So erschöpft ist der Vorrat der Untersätze noch nie worden, wie an diesem Abend. Als die Kneiptlieder durch die offenen Fenster auf die Straße hinaus schallten, da stauten sich draußen die Massen, und aus ihnen lösten sich immer wieder Offiziere los, stiegen in den Saal hinauf und schlossen sich der Kunde an. Und die Berge der Untersätze türmten sich höher und höher, daß die Kellner Grausen erfaßte. So ein Trinken hatten sie noch nicht erlebt.

Und als ich zum drittenmale in Rouen war, da war es, um heim zu marschieren. Wer hatte im März von uns geahnt, daß wir durch den Aufstand der Kommune in Paris noch zwei Monate festgehalten werden würden?

Die ersten Nachrichten davon wurden nicht schwer genommen. Damen, die Paris zahlreich verließen, ärgerten sich mehr darüber, daß sie gegen alles Herkommen vor dem Beginn der Saison in die Bäder oder die langweilige Campagne gehn mußten, als daß sie Befürchtungen zeigten. Von ihnen wurde mit größerm Interesse die Frage erörtert, ob eine bekannte Rouveautéhändlerin schon ihren Laden schließen und mit in die Bäder ziehn würde, als die Frage, wer in Paris die

Ordnung herstellen würde. Aber Paris ohne die gewöhnlichen Vergnügungen war zu langweilig, deshalb gingen sie an die Küste. Allmählich wurde die Sache aber doch ernster, mit den wegwerfenden Bemerkungen über die Leiter des Aufstands war dieser nicht mehr tot zu machen, und die Erregung griff auch nach der Normandie hinüber. Die Provinzialblätter forderten die Provinzialen auf, sich von Paris nicht am Karrenseil herumsühren zu lassen, die Behörden verlangten in Proklamationen die Unterstützung der legalen Regierung, und die besitzenden Klassen schickten auch Vertrauensmänner nach Versailles, um dadurch zu zeigen, daß sie auf seiten der Regierung stünden. Die zu Bettlern gewordne Arbeiter- und Fabrikbevölkerung aber sympathisierte offenbar mit der Kommune. Züge auf Züge kamen von Paris mit Flüchtlingen nach der Normandie, dort hielten die Deutschen ja die Ordnung aufrecht, von außen strömten Engländer und Amerikaner herzu, um sich alles in der Nähe anzusehen, und es entwickelte sich hier im Gegensatz zu Paris, wo das blutige Ringen der Parteien seinen Anfang genommen hatte, ein ausgelassenes Leben, an dem sich Deutsche und Franzosen und Engländer nach besten Kräften beteiligten.

Auch die Kommune hatte dann ausgerungen, und die Ordre zum Rückmarsch war gekommen. Am letzten Abend saß ich mit dem Maire aus Yerville, bei dem ein Kamerad im Quartier gelegen hatte, auf dem Quai, um mir noch einmal die auf- und abwogenden Menschenmassen anzusehen. Ganz Rouen war auf den Beinen, es war ein herrlicher Mondscheinabend Ende Mai 1871. Aus der Menschenmenge trat der Bursche meines Kameraden an den Maire heran und übergab ihm zwei Briefe mit Photographien, einen für die Frau Bürgermeister, den andern für die Bonne. Hatte er ein Stück seines Herzens in Frankreich gelassen, wie verschiedene andre Deutsche?

In der Zeit seit dem Waffenstillstand waren viele Beziehungen angeknüpft worden, man sprach von einer Reihe von Verlobungen deutscher Offiziere und Soldaten in Rouen und Dieppe nicht nur mit Engländerinnen und Amerikanerinnen, sondern auch mit Töchtern des französischen Landes. Daß diese Verlobungen von vielen Franzosen als Landesverrat angesehen wurden, ist selbstverständlich, namentlich, als der Kommuneaufstand uns noch nicht zu Schützern gemacht hatte. Ich entsinne mich noch des Entzückens einer Französin darüber, daß eine Landsmännin von ihr, die Tochter eines der reichsten Fabrikanten Rouens, ihre Liebe zu einem Kameraden von den Garbedragonern schwer hatte büßen müssen. Der Offizier hatte einige Wochen bei ihnen im Quartier gelegen und der Tochter den Hof gemacht, daß sie ihrem Vater erklärte, ohne den Preußen nicht mehr leben zu können. Der alte Herr schwankte zwischen Patriotismus und der Liebe zu seiner einzigen Tochter. Schließlich siegte die Liebe über alle Bedenken, er teilt dem preussischen Offizier das Geständnis seiner Tochter mit und will Verhandlungen wegen einer Verlobung beginnen, als ihn dieser mit den Worten unterbricht: „Aber ich bin ja verheiratet!“

Andre Verhältnisse fanden jedoch einen befriedigenden Abschluß. In Duclair lagen wir längere Zeit während des Kriegs in Quartier, es handelte sich für uns darum, ein Café zu gewinnen, wo wir Eindringlinge wie in einem Kasino verkehren konnten. Eines Tags hieß es, daß ein einer jungen Witwe gehöriges Café uns von dieser zur Verfügung gestellt sei. Wir waren erstaunt, daß eine Frau eine der ersten war, die gegen den Preußenhaß Front machte, bekamen aber bald den Schlüssel zu diesem Verhalten. Im Quartier bei ihr lag ein Reserveunteroffizier, seines Zeichens Monteur in einer großen Maschinenbauanstalt. Wer von ihnen zuerst sein Herz verloren hatte, weiß ich nicht, aber der Verlust der Herzen war nun einmal da, und die junge Witwe war ins feindliche Lager übergegangen. Zuletzt sah ich sie

beide in Rouen nach der großen Revue aus dem Atelier eines Photographen herauskommen, er in der Paradeuniform, sie im besten Seidenkleide. Dann, nach zwei Jahren, als wir friedlich zu Hause waren, und ich an die Geschichte schon nicht mehr dachte, hörte ich den Schluß. Madame hatte ihr Café verkauft und war eines Tages in der Maschinenbauanstalt erschienen, in der der Monteur beschäftigt war. Dort hatte sie von dem Chef für ihren Geliebten für einige Tage Urlaub erbeten, hatte ihn dann herausholen lassen und war mit ihm abgezogen. Am nächsten Tage war in der Fabrik die Nachricht verbreitet, der Monteur habe sich mit der Französin verlobt, und einige Wochen darauf war die Hochzeit.

Caudebec

Ich sitze auf der Veranda eines Hauses, das die Aufschrift *Hôtel de la marine* führt. Außer mir sind nur noch Engländer da. Wir erwarten die große Flutwelle (le mascaret), die heute abend die Seine heraufkommen soll. Es ist das eine Naturerscheinung an der Küste der Normandie, die im übrigen Europa nicht bekannt ist und ein Seitenstück nur in Südamerika am Amazonasstrom haben soll. Vor dem Hotel ist der Quai; die Seine liegt träge da, ein Gegenstand, der im Wasser schwimmt, treibt nur noch unmerklich stromab. Goldige Abenddämmerung liegt auf der Landschaft, die Gruppen der Pappeln am jenseitigen Ufer heben sich wie Schattenbilder vom leuchtenden Hintergrund ab. Am Strande werden vom Schiff die letzten Fuhren Heu auf zweirädrige Karren verladen, die Pferde zu dreien hintereinander davor gespannt, und nun geht es mit „hott“ und „hüh“ und Peitschenknallen vorwärts. Was an Schiffen und Rähnen auf dem Wasser liegt, wird jetzt auf das Ufer gezogen oder nach der Mitte des Flusses verankert, damit es nicht an den Quadern des Quais durch die Kraft des mascaret zerdrückt wird.

Es wird still und dunkel. Auf der Straße hört man noch Stimmen, die Personen kann man aber nicht mehr unterscheiden. Plötzlich tauchen bunte Laternen auf der Straße auf, eine Reihe französischer Radfahrer und Radfahrerinnen fahren vorüber in lebhafter Unterhaltung. In dem Wasserdunst, der den Fluß verdeckt, werden zwei Dampfer hörbar, ihre Signallaternen gleiten wie rote Feuerkörper durch die Luft, unter ihnen ein riesiger Schatten, der dunkle Schiffskörper.

Jetzt erscheint in leuchtender Schönheit der Vollmond über dem Fluß, spielend glitzern zuerst einige Wellen in seinem Glanz, immer zahlreicher vereinigen sie sich, und schließlich liegt ein breiter langer Lichtstreifen auf dem Wasser. Weder zu Berg, noch zu Thal ist ein Fließen des Wassers wahrnehmbar. In der ganzen Natur herrscht eine erwartungsvolle Stille. Ein leises Rauschen kommt plötzlich weit unterhalb aus dem Strom. Es wird stärker und stärker und kommt näher und näher, immer mächtiger anschwellend, und jetzt, im Licht des Vollmonds, sieht man eine mächtige Welle sich erheben, eine unheimlich sich aufrichtende Wand aus Wasser. Wie ein gehektes Wild jagt sie die Seine hinauf, stürzt die vier Meter hohe Anlandestelle herauf und wieder in den Fluß hinab. Ihr nach kommt die Meute der Wellen, brausend und tosend überschlagen sie sich, und weiter geht die wilde Jagd die Seine hinauf. Matt und erschöpft sinkt bei Rouen Wild und Meute zusammen, 130 Kilometer haben sie zurückgelegt. Noch brodelt es eine Zeit lang im Fluß, höher und höher steigt das Wasser, dann legt sich die Unrast, und wie vorhin scheint der Vollmond auf eine ruhige, aber zu Berg gleitende Wasserfläche.

Das ist die berühmte Seineslut bei Caudebec.

Mir fällt dabei das Erstaunen ein, als unsre Leute im Jahre 1870 zum

erstemal die Flut auf der Seine kommen sahen. Schließlich sagte einer von ihnen: „En Frankreich es doch allens verreckt, bi ons lopt dat Woter bloß bargaf, hier lopt et of bargop.“

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine Berichtigung und andres zu den Minimalzöllen im Generaltarif. Leider hat uns in dem Artikel „Minimalzölle im Generaltarif“ im vorigen Heft der Grenzboten ein Schreibfehler einen Streich gespielt. Auf Seite 106 soll es heißen, daß Dade seinen Maßstab zur Bemessung der Kornzollhöhe im Durchschnittspreis der vierzig Jahre von 1860 bis 1899 (nicht 1890) gefunden hat. Es ist das von Bedeutung, denn er hat dadurch im Unterschiede von andern Agrariern verständigerweise auch die schlechten Preise der neunziger Jahre mit in Rechnung stellt.

Wenn in unserm Artikel das vergebliche Bemühen Dades, einen richtigen Maßstab für die Höhe im Generaltarif festzulegender Minimal Kornzölle zu gewinnen, gegen diese Festlegung überhaupt ins Treffen geführt wurde, so wird die Unverständigkeit dieser neuartigen Bindung des Rechts des Kaisers bei der Vereinbarung von Handelsverträgen auch in Bezug auf Industrieschutzzölle durch folgendes in dieser Frage gewiß sachverständiges Urteil des Zentralverbands deutscher Industrieller oder doch seiner Mehrheit vollends bestätigt, das in der Denkschrift des Geschäftsführers des Verbands vom Juli 1900 abgegeben worden ist. Es heißt dort ausdrücklich, daß die Regierung gar nicht in der Lage sei, „nach den Angaben der Interessenten einen Minimaltarif zu konstruieren, der ohne Gefahr für die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands im Sinne der Befürworter eines solchen Tarifs gesetzlich festgestellt werden könnte.“ Auch der „Wirtschaftliche Ausschuß“ werde die befriedigende Lösung dieser Aufgabe nicht gewährleisten können. Das Urteil über das Minimum des Zollsatzes werde sehr verschieden ausfallen, wenn die Frage nach der Möglichkeit des Wettbewerbs mit der ausländischen Einfuhr und damit des Weiterbestehens des betreffenden Produktionszweigs in den Vordergrund gestellt werde. Dabei werde sich die Thatsache geltend machen, „daß in ein und demselben Produktionszweige unter sehr verschiedenen Bedingungen gearbeitet wird, und zwar, was hier besonders ins Gewicht fällt, mit verschiedenen Herstellungskosten und demgemäß mit geringerem oder größerem Nutzen.“ Daß von diesem Gesichtspunkt aus das Minimum des erforderlichen Zolls sehr verschieden beurteilt werden könne und auch beurteilt werde, sei zweifellos. In vielen Fällen würden von den Produzenten auch absichtlich höhere als die durchaus erforderlichen Minimalzölle als solche angegeben werden. Das Verlangen, von vornherein den Zollsatz anzugeben, der beim „Schutz der nationalen Arbeit“ den geringsten Nutzen lasse, rufe einen scharfen Konflikt mit dem Eigennutz hervor, und es sei entschuldbar, wenn dieser den Sieg davontrage. Das sei bei der Anhörung von Sachverständigen zur Vorbereitung des deutsch-russischen Handelsvertrags wiederholt vorgekommen.

Die schutzöllnerischen Gegner der Festlegung von Minimalzöllen im General-Grenzboten II 1901